

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 39

Werbung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

82.02 (0.2 für Kenntnisse im Zürichdeutschen), «Höhere Schulbildung» 67.– (Betrag an Vater zu überweisen!) usw. Zusammen mit dem Honorar für «Treue», «Arbeits-eifer», «Ausdauer», «Geschicklichkeit», «Takt», «Phantasie», «Grammatik-Kenntnisse», «Orthographie», «Kommazeichen», «Charme», «Verbindlichkeit» und zusammen mit den Abzügen für «Einfallslosigkeit», «Leichtsinn», «Geistige Kleptomanie» und «Plattheit» komme ich auf ein Monatseinkommen von minus 460 Franken. Wie ich davon leben soll, ist mir nicht ganz klar.

Vielleicht melde ich mich bei der Firma?

Vielleicht aber mache ich ein Reklamebüro zur Gestaltung von Stellenangeboten auf. Ich hätte eine Idee: Sekretärinnen werden in Fünf-libern aufgewogen. Das Geld wird auf ein Sperrkonto angelegt. Für jeden Tipp-Fehler wird ein Fünf-über abgezogen. Für jeden fehler-losen Brief wird ein zusätzlicher überwiesen. Das Verfahren kann auf andere Fehler und Mängel aus-gedeht werden.

Eine dumme Idee?

Möglich!

Aber doch wohl kaum dümmer als die andere, oder?



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Weil ich aber in letzter Zeit des öfteren geschrieben habe, um für gewisse Menschen ein gewisses Mitleid zu er-wecken, hat man mir eben auch nicht unselten Briefe geschrieben, in denen ich aufgefordert wurde, Mitleid für wieder andere Menschen in wieder anderen Nöten zu erregen.

Mit dieser vorsichtigen Formulierung umschreibe ich ein paar Briefe, die man – unvorsichtiger und unvornehmer – auch ganz schlicht und knapp als «Bet-telbriefe» bezeichnen könnte.

Nicht daß ich etwas gegen solche Schreiben hätte. Ich bekomme sie, ich lese sie und ich bin über sie in hohem Maße beunruhigt. Der winzig kleine Bruchteil der Nöte unserer Zeit, der da an mich herangetragen wird, legt mir die Vermutung nahe, daß die Not in allen Teilen der Welt und das Leid in gewissen Gebieten der Schweiz über-mäßig groß seien. Größer und drücken-der als es erlaubt wäre. Schlimmer als es sein müßte in einer Welt, die theo-

retisch sehr wohl in der Lage wäre, für alle ihre Bewohner in gebührender Weise auf die richtige Art zu sorgen. Trotzdem: ich bin keine wohlthätige In-stitution und diese Zeitschrift ist nicht das Sprachrohr einer gemeinnützigen Unternehmung. Es ist uns beiden nicht möglich, auf alle diese Bitten einzu-gehen und sie an eine weitere Oeffent-lichkeit zu tragen, so sehr wir das auch mitunter wünschten.

Kommt etwas dazu: mir ist in der Rolle des Wohltäters nicht wohl. Ich geniere mich regelmäßig, wenn man «merci» zu mir sagt. Vielleicht ist es ein Zei-chen von Kleinlichkeit des Charakters, aber ich kann mir nicht helfen: beim Wörtchen «Danke» (sofern es mir ge-sagt wird) laufe ich rötlich an. Es geht mir selbst nur schwer von den Lippen, vielleicht ist das der Grund. Ich kann mir nämlich vorstellen, daß auch an-dere daran nahezu ersticken.

Und noch etwas: ich finde es scheuß-lich, daß heutzutage überhaupt noch Bedarf an Mitleid vorhanden ist. Ich finde es übel, daß es überhaupt noch zu betteln gibt. Das sollte vorbei sein. Deshalb habe ich mich bisher nur in Fällen eingesetzt, die von höchster Dringlichkeitsstufe waren. Prinzipien sind da, um geopfert zu werden, wenn die Wirklichkeit es erfordert. Im Falle der Tibeter-Kinder war der Fall ge-geben. In ein paar anderen Fällen, von denen ich Ihnen berichtete, war es des- gleichen.

Und sicherlich wäre es auch in ein paar von den Fällen, die mir im Ge-fälle dieser erwähnten Fälle zuge-schwemmt wurden. Aber es ist ganz einfach nicht möglich, überall zu hel-fen. Ich weiß, daß das feige klingt und den schalen Beigeschmack billiger Aus-rede hat. Aber es ist so.

Möge man mir darum gnädiglich ver-zeihen, wenn ich mich in diesem oder jenem Notfalle nicht einsetze. Ich weiß genau, daß jeder Fall der dringlichste ist, aber das ändert nichts an der Tat-sache, daß ich nicht jeden aufgreifen kann. Obwohl ich sehr viel von meinen Lesern halte, habe ich das Gefühl, auch ihr Mitgefühl sei abnützbar und ich bin beinahe sicher, daß ich ihr Mitleid und ihre materiellen Möglichkeiten in letzter Zeit schon beinahe zu sehr strapaziert habe.

Weil ich eben von Briefen bedürftiger Leute berichtet habe, wäre noch etwas nachzutragen. Unter all' den vielen Schreiben, die ich im Verlaufe der letzten Aktionen bekam, war einer, der mich ganz besonders freute. Ich nenne seine Verfasserin nicht, auch nicht mit



Die junge Gattin war für ihn
die allerbeste Medizin.
(Er hat quasi das große Los gezogen!)

Fr. 100 000.—
Haupttreffer Interkantonale Landes-Lotterie



«Alls rächt und guet Heiri aber Du häschs s Gwehr vergässe.»

Initialen. Sie hat darum gebeten. Aber ich möchte ein paar Stellen aus diesem Brief zitieren. Er hat mir einen großen Eindruck gemacht und er hat mich ganz wirklich gerührt, denn er stammt von einer Frau, die sich selbst als «ein-fache Arbeiterfrau» bezeichnet und die mir schreibt, weil sie sich geniert, daß es ihr nicht möglich war, ihr Scherflein an die Sammlung für die Tibeter-Kinder beizutragen. Aber, so sagte sie, sie wolle doch wenigstens schreiben, denn sie könne es einfach nicht wortlos hinnehmen, wenn in dieser chaotischen Welt von Zeit zu Zeit auch einmal etwas Gutes geschehe.

Nach solch einleitenden Bemerkungen schilderte die alte Frau ihr Leben. Ich möchte gerne, daß Sie sich das anhören und ich setze den entsprechenden Teil des Briefes genau so her, wie er ge-schrieben ist:

Seit Kindsbeinen mühe und plage ich mich ab, anständig und recht durchs Leben zu kommen. Meinen Mann hei-ratete ich aus Mitleid, weil er Waise war.

Er war schon viel krank als unsere drei Kinder noch klein waren, seit vier Jahren ist er total arbeitsunfähig in-folge Arthritis. Wir bekamen vom In-validenverband zuerst gute Gehstöcke und seit einem halben Jahr auch einen Wagen (leihweise). Nun kann ich ihn herumfahren und für Die Invaliden Kalender verkaufen, vor gängigen Ge-schäften. Es sind Alle gut zu ihm. Bei schlechtem Wetter ist er Daheim, dann ist er unzufrieden und schwer zu er-tragen, aber ich liebe ihn trotzdem.

Früher ging ich in Herrschaftshäuser zum waschen und putzen, auch in der Fabrik. Nun geht es nicht mehr, bin Herzleidend und abgeschafft, auch fordert die Pflege meines Mannes meine Anwesenheit im Haus. Nun habe ich eine Heimarbeit, hören Sie mo-derner Art. Habe in Unserem Einfam-ilienhaus sieben Fremdarbeiter, diesen halte ich die Zimmer in Ordnung, wasche, bügeln und flicke für sie, es wird mir nie langweilig wegen mangel an Arbeit, bedaure nur, daß ich nicht mehr Kraft habe es besser zu machen. Bin 63 Jahre alt, mein Mann 64. Wir leben einfach, von der hochgelob-

ten Hochkonjunktur merken wir nicht viel.

Ich weiß nicht, warum mich diese Zei-len so rühren. Vielleicht ist es die un-gelenke Art, in der hier ein sehr üb-liches Leben in sehr üblichen Worten geschildert wird. Vielleicht ist es aber auch die Tatsache, daß diese ungel-enken Worte vollauf genügen, dieses Le-ben plastisch vor einem aufzubauen. So kleine Schreibkunst reicht aus, solch kleines Leben ganz zu umschreiben. Ich glaube, es ist das, was mich hier an-rührt.

Und dieses:

Verzeihen Sie mein geklöhne, habe nämlich auch schöne Sachen zu berich-ten. Wir haben jeden Tag genug zu essen, und angezogen sind wir auch. Habe eine Schwester, der es finanziell besser geht. Die Gute gibt mir Ihre aus-getragenen Kleider, sie passen mir, könnte noch vieles aufzählen, aber es ist zu lang. Das wichtigste hätte ich bald vergessen, wir bekommen ja jetzt auch die Invalidenrente. 180 fr. plus 30 fr. Hilflosen entschädigung. So hatt sich also unser Wohlstand ge-bessert und ich kann nach vielem wen-den und drehen des Batzens auch ein-mal selber ein paar Strümpfe kaufen.

Hier endet der Brief.

Die Frau hat ihn nicht geschrieben, um etwas zu bekommen. Sie bit- um nichts. Sie erzählt nur in dürftigen Worten ihr dürftiges Leben ...

Dürftiges Leben? Ich bin mir da gar nicht so sicher: in einer Weise ist diese Frau reich. In einer Weise ist sie sehr viel reicher als viele reiche Leute, die ich kenne.

Zugegeben: das klingt nach billigem «Wort zum Sonntag».

Aber: ich habe das Gefühl, es stimme trotzdem.

Und ich habe mich sehr darüber ge-freut, daß eine alte Frau mir schrieb, nur um zu sagen, daß sie nach langen Jahren der Armut noch immer an das Gute glaube, den ungeliebten Mann zu lieben sich bemühe und selbst im Dun-kel ihrer Tage ein Stückchen jenes Him-mels ahne, jenes Himmels auf Erden, die unsere Erde ohne Aufhebung von Naturgesetzen sein könnte.